

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Harold Robbins
Der Pirat
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

PROLOG: 1933

Seit acht Tagen tobte der Sturm, ein Sturm, wie keiner ihn je erlebt hatte. Nicht einmal Mustapha, der Kameltreiber, der schon ein alter Mann gewesen war, als die anderen in der Karawane noch Kinder waren, konnte sich an einen solchen Sturm erinnern.

Die Ghutra dicht vor dem Gesicht, kämpfte er sich mühsam seinen Weg zum Zelt des Karawanenführers, Fuad. Alle paar Schritte blieb er stehen und spähte durch die schmalen Stoffschlitze, um sich zu vergewissern, daß er nicht die Richtung verlor und aus dem geringen Schutz, den die Oase bot, in den prasselnden, wirbelnden Sand der offenen Wüste geriet. Sobald er anhielt, bohrten sich die Sandkörner wie Schrotkugeln in sein Gesicht. Er hustete und versuchte genug Speichel zu sammeln, um sich zu räuspern, bevor er das kleine Zelt betrat. Aber sein Mund war voll von trockenem Sand und wurde nicht feucht.

Fuad blickte auf, als der Kameltreiber eintrat. Er saß auf einem Schemel vor einem kleinen Tisch, auf dem die Öllampe flackerte und Schatten ins Dunkel warf. Schweigend blickte er zu Mustapha hoch. Er war riesig und nicht sehr gesprächig.

Wie stets, wenn er mit dem Karawanenführer sprach, richtete Mustapha sich zu seiner vollen Größe von etwas mehr als anderthalb Metern auf. «Es ist Sand in Allahs Augen geraten», sagte er. «Er ist blind und sieht uns nicht mehr.»

Fuad brummte, bequemte sich dann aber zu sprechen. «Du Esel», sagte er, «glaubst du, er würde uns gerade jetzt, wo wir von Mekka zurückkehren, aus den Augen verlieren?»

«Es liegt Tod in der Luft», sagte Mustapha beharrlich. «Sogar die Kamele können ihn riechen. Sie sind unruhig.»

«Zieh ihnen Decken über die Köpfe», sagte Fuad. «Wenn sie nichts mehr sehen können, werden sie in ihre Kamelträume versinken.»

«Das habe ich schon getan», erwiderte Mustapha, «aber sie schütteln die Decken ab. Zwei habe ich schon verloren.»

«Gib ihnen Haschisch zu kauen», schlug Fuad vor, «nicht so viel, daß sie verrückt werden. Nur gerade genug, um sie zu beruhigen.»

«Dann schlafen sie zwei Tage lang.»

«Das macht nichts. Wir bleiben ja vorläufig hier.»

Der Kleine beharrte auf seiner Meinung. «Es ist aber doch ein schlechtes Vorzeichen. Wie geht es dem Herrn?»

«Er ist ein guter Mensch», antwortete Fuad, «er beklagt sich nicht. Die ganze Zeit pflegt er seine Frau, und sein Gebetstepich ist immer nach Mekka gerichtet.»

Der Kameltreiber schmatzte mit den Lippen. «Glaubst du, daß ihre Gebete jetzt Erfüllung finden werden, nachdem sie die Pilgerfahrt gemacht haben?»

Fuad rollte bedeutungsvoll mit den Augen. «Alles liegt in Allahs Händen. Aber ihre Stunde ist nah. Bald werden wir es wissen.»

«Ein Sohn», sagte Mustapha. «Ich flehe zu Allah, daß er ihnen einen Sohn schenkt. Drei Töchter sind eine schwere Last. Selbst für einen so bedeutenden Mann wie ihn.»

«Einen Sohn», wiederholte Fuad. «Allah sei ihm gnädig.» Er erhob sich von seinem Schemel und stand wie ein Turm vor dem kleinen Mann. «Los, du Esel», brüllte er plötzlich, «geh zurück und kümmer dich um deine Kamele, sonst begrabe ich deine alten Knochen in ihrem Dung.»

Das große Zelt, das man inmitten der Oase zwischen vier Riesenspalmen errichtet hatte, war hell erleuchtet. Hinter einem der Vorhänge summte leise der Benzgenerator, der den elektrischen Strom lieferte.

Zum zwanzigstenmal an jenem Tag öffnete Dr. Samir Al Fay den Türvorhang und spähte hinaus in den Sturm.

Sand drang durch den schmalen Vorhangschlitz in seine Augen, so daß er nicht einmal die kaum vier Meter hohen Baumwipfel über dem Zelt oder den Rand der Oase ausmachen konnte, wo der wirbelnde Sand eine in den Himmel ragende Mauer zu bilden schien. Er schloß die schmale Öffnung,

rieb sich den Sand aus den Augen und kehrte in den Hauptraum des Zeltes zurück. Seine Füße in den weichen Pantoffeln bewegten sich lautlos und sanken tief in die dicken Teppiche ein, die den Sandboden bedeckten.

Nabila, seine Frau, blickte zu ihm hoch. «Noch nicht besser?» fragte sie leise.

Er schüttelte den Kopf. «Noch immer nicht.»

«Wann, glaubst du, wird der Sturm aufhören?» fragte sie weiter.

«Ich weiß es nicht», antwortete er. «Vorläufig scheint er noch gar nicht nachzulassen.»

«Bedauerst du es?» Ihre Stimme war sanft.

Er trat zu ihrem Stuhl und blickte auf sie nieder. «Nein.»

«Ohne mein Drängen hättest du diese Pilgerfahrt nicht unternommen.»

«Ich habe sie nicht deinetwegen unternommen, sondern um unserer Liebe willen.»

«Aber du glaubst nicht daran, daß die Pilgerfahrt nach Mekka etwas ändern wird», sagte sie. «Du hast mir gesagt, daß das Geschlecht eines Kindes bei dessen Empfängnis bestimmt wird.»

«Weil ich Arzt bin», sagte er. «Aber ich bin auch gläubig.»

«Und wenn das Kind ein Mädchen ist?»

Er antwortete nicht.

«Würdest du dich dann von mir scheiden lassen oder eine zweite Frau nehmen, wie es dein Onkel, der Fürst, wünscht?»

Er griff nach ihrer Hand. «Du bist eine Närrin, Nabila.»

Sie blickte ihm ins Gesicht, Schatten verdunkelten ihre Augen. «Meine Zeit rückt heran. Und ich bekomme Angst.»

«Ohne Grund», sagte er beruhigend. «Übrigens wirst du einen Sohn haben. Ich sagte dir doch, daß der Herzschlag des Kindes der eines Jungen ist, nicht wahr?»

«Samir, Samir», flüsterte sie. «Du würdest mir alles mögliche sagen, um mir Kummer zu ersparen.»

Er hob ihre Hand an die Lippen. «Ich liebe dich, Nabila. Ich will keine andere Gemahlin, überhaupt keine andere Frau. Wenn wir diesmal keinen Sohn bekommen, dann eben das nächste Mal.»

«Es wird kein nächstes Mal für mich geben», sagte sie traurig. «Dein Vater hat dem Fürsten schon sein Wort gegeben. Dein Sohn wird den Titel erben.»

«Wir werden das Land verlassen. Wir können nach England gehen. Ich bin dort zur Schule gegangen und habe noch eine Menge Freunde.»

«Nein, Samir. Dein Platz ist in der Heimat. Dein Volk braucht dich. Schon jetzt hilfst du ihm mit den Dingen, die du gelernt hast. Wer hätte je geträumt, daß der Generator, den du aus England mitgebracht hast, um deinen Operationssaal zu beleuchten, dazu führen würde, daß elektrisches Licht in unser Land kommt?»

«Und noch mehr Reichtum in unsere Familie», fügte er hinzu. «Reichtum, den wir nicht brauchen, da uns ohnehin schon alles gehört.»

«Aber nur du kannst dafür sorgen, daß der Reichtum zum Wohle aller und nicht nur für einige wenige verwendet wird. Nein, Samir, du darfst nicht fortgehen. Unser Volk braucht dich.»

Er schwieg.

«Du mußt mir etwas versprechen.» Sie sah ihm in die Augen. «Wenn es ein Mädchen ist, läßt du mich sterben. Ich kann den Gedanken an ein Leben ohne dich nicht ertragen.»

«Der Sturm», sagte er. «Es muß der Sturm sein. Nur so kann ich mir deine törichten Gedanken erklären.»

Sie senkte den Blick. «Es ist nicht der Sturm», flüsterte sie. «Die Wehen beginnen schon.»

«Bist du sicher?» fragte er. Seinen Berechnungen nach war es noch drei Wochen zu früh.

«Ich habe schon drei Kinder geboren», sagte sie ruhig, «ich weiß es. Die erste Wehe war vor zwei Stunden, die letzte gerade vorhin, als du in den Sturm hinaussahst.»

Mustapha schlief durch drei Decken vor dem Wind geschützt, die er über den Kopf gezogen hatte, und gewärmt von den Kaminen zu seinen beiden Seiten. Er träumte von einem Paradies voller goldenen Sonnenscheins und reizender, ebenso goldfarbener Huris mit festen Brüsten, Bäuchen und Hinterbacken. Es

waren wunderschöne Haschischträume, denn niemals wäre er so selbstsüchtig gewesen, um seinen Kamelen Haschisch zu geben, ohne selbst davon zu nehmen. Er konnte sie doch nicht ohne seine Führung ins Paradies wandern lassen. Ohne ihn wären die armen Geschöpfe ja verloren.

Über ihm tobte der Sturm, der Sand prasselte auf seine Decken. Am Rande des Paradieses änderte ein Kamel plötzlich seine Lage, und Kälte kroch durch Mustaphas alte Knochen. Er schob sich instinktiv näher an das warme Tier heran, aber es rückte nur weiter von ihm ab. Er wickelte sich in seine Decken und versuchte es bei einem anderen Kamel. Doch auch das verließ ihn, und nun griff ihn die Kälte von allen Seiten an. Langsam erwachte er.

Die Kamele erhoben sich mühsam. Wie gewöhnlich, wenn sie unruhig waren, begannen sie zu urinieren und ihren Darm zu entleeren. Ein kräftiger Spritzer auf seine Decken weckte Mustapha endgültig. Er fluchte zornig, weil man ihn seinem Traum entrissen hatte, und brachte sich vor dem heißen stinkenden Strom in Sicherheit.

Er stützte sich auf Hände und Knie und lugte unter den Decken hervor. Plötzlich stockte ihm der Atem. Aus der Sandmauer tauchte ein Reiter auf einem Esel auf, gefolgt von einem zwar gesattelten, aber reiterlosen zweiten Esel. Der Reiter ritt direkt auf ihn zu.

Da schrie Mustapha auf. Der Reiter hatte zwei Köpfe. Zwei weiße Gesichter auf einem einzigen Körper starrten ihn unheilvoll an.

Mustapha sprang auf. Er vergaß den Sand, der ihm ins Gesicht peitschte, und rannte zum Zelt des Karawanenführers. «*Ah-jii! Ah-jii!* Der Todesengel kommt uns holen!» schrie er.

Fuad kam wie ein Blitz aus dem Zelt geschossen, packte Mustapha mit seinen Riesenarmen, und hob ihn hoch, und schüttelte ihn wie ein unartiges Kind. «Halt's Maul!» brüllte er. «Hat unser Herr nicht genug Sorgen mit seiner Frau in den Wehen? Soll er sich noch deine Rauschgiftträume anhören?»

«Der Todesengel! Ich habe ihn gesehen!» Mustapha klappte mit den Zähnen. Er streckte die Hand aus. «Sieh doch! Bei den Kamelen!»

Inzwischen waren mehrere andere Männer herbeigelaufen. Alle blickten in die Richtung von Mustaphas ausgestreckter Hand. Ein allgemeines Stöhnen der Furcht ertönte, als die zwei Esel jetzt aus dem Dunkel und dem Sand auftauchten. Denn auf dem ersten Esel saß ein Mann mit zwei Köpfen.

Die Männer verschwanden fast ebenso schnell, wie sie gekommen waren, jeder an seinen eigenen Zufluchtsort; nur Mustapha strampelte weiter in Fuads Armen. Unwillkürlich lockerte Fuad den Griff, mit dem er den Kameltreiber festhielt; der kleine Mann riß sich los und tauchte im Zelt unter; Fuad blieb allein zurück, um dem Todesengel die Stirn zu bieten.

Nahezu gelähmt vor Schrecken sah Fuad, wie die Esel vor ihm anhielten, und hörte die Stimme des Reiters: «*Assalaam aleikum.*»

Automatisch antwortete Fuad: «*Aleikum assalaam.*»

«Ich bitte dich um Hilfe», sagte der Reiter. «Wir irren seit Tagen durch den Sturm; meine Frau ist krank, und ihre Zeit ist beinahe gekommen.»

Langsam, vorsichtig, wand sich der Reiter aus einer Decke und stieg ab. Da erst sah Fuad, daß die Decke zwei Menschen eingehüllt hatte, einen Mann und eine Frau. Schnell trat er vor und hob die Frau von dem Esel. «Komm», sagte er, «ich helfe dir.»

Aus dem Dunkel tauchte Samir auf, in eine beigefarbene Mischlah gehüllt. «Was ist los?» fragte er.

Fuad wandte sich um, die Frau lag wie eine Feder auf seinen Armen. «Reisende, die sich im Sturm verirrt haben, Herr.»

Der Mann lehnte sich schwach gegen seine Esel. «Ich weiß nicht, wie viele Tage wir dort draußen waren», flüsterte er und glitt langsam zu Boden.

Samir sprang vor und schob seinen Arm unter die Achseln des Mannes. «Stütz dich auf mich», sagte er.

Dankbar lehnte sich der Mann an ihn. «Meine Frau», wisperte er. «Sie ist krank. Kein Wasser.»

«Sie wird sich erholen», tröstete Samir ihn. Er wandte sich an den Karawanenführer. «Bring sie in mein Zelt.»

«Die Esel», sagte der Mann.

«Für sie wird man auch sorgen», beruhigte ihn Samir.

Das Gesicht des Mannes war vom windgepeitschten Sand zerkratzt und blutete; seine Lippen waren aufgeschwollen und voller Blasen. Er war groß, größer als Samir, hatte eine kräftige Nase und durchdringende, blaue Augen. Unter den geschwollenen Augenlidern hervor beobachtete er Samir, der sich von dem Lager, auf dem die Frau lag, aufrichtete.

Der Arzt wußte nicht, was er sagen sollte; die Frau lag im Sterben. Sie war fast völlig ausgetrocknet, ihr Puls schwach und unregelmäßig, ihr Blutdruck beängstigend niedrig. «Wie viele Tage wart ihr in dem Sturm?» fragte er.

Der Mann schüttelte den Kopf. «Ich weiß es nicht. Es kam mir vor wie eine Ewigkeit.»

«Sie ist sehr schwach», sagte Samir.

Der Mann schwieg eine Weile. Er starrte in seine Teetasse, die in seinen narbigen Händen fast verschwand. Seine Lippen bewegten sich, aber Samir hörte keinen Laut. Dann sah er Samir an. «Du bist Arzt?»

Samir nickte.

«Wird sie am Leben bleiben?»

«Ich weiß es nicht.»

«Meine Frau wollte, daß unser Kind im Heiligen Land zur Welt kommt», sagte der Mann. «Aber die Engländer ließen uns nicht herein. Wir wollten heimlich über die Grenze, aber dafür müssen wir die Wüste durchqueren.»

Samir fragte erschrocken: «Mit nur zwei Eseln? Ihr habt noch fast neunhundert Kilometer Wüste vor euch.»

«Der Sturm kam, und wir verloren unseren Proviant», berichtete der Mann. «Es war ein Alptraum.»

Samir wandte sich erneut der Frau zu. Er klatschte in die Hände, und Aida, die Dienerin seiner Frau, betrat den Raum. «Mach mir etwas Zuckerwasser zurecht», sagte er. Als sie gegangen war, sagte er: «Sieh zu, daß sie davon trinkt.»

Der Mann nickte, schwieg einen Augenblick und sagte dann: «Du weißt natürlich, daß wir Juden sind.»

«Ja.»

«Wir alle sind Reisende auf demselben Meer», sagte Samir. «Würdest du mir Hilfe verweigern, wenn unsere Lage umgekehrt wäre?»

Der Mann schüttelte den Kopf. «Nein. Wie könnte ich das im Namen der Menschlichkeit?»

«So ist es.» Samir lächelte und streckte die Hand aus. «Ich heiße Samir Al Fay.»

Der Mann ergriff die Hand. «Isajah Ben Esra.»

Aida kam zurück mit einer kleinen Tasse und einem Löffel. Samir nahm es ihr aus der Hand. «Bring mir eine saubere Serviette», sagte er.

Als sie die Serviette gebracht hatte, setzte er sich neben das Lager der Frau, tauchte das Tuch in das warme Zuckerwasser und drückte es an den Mund der Kranken. «Sieh mir zu, wie ich es mache», sagte er zu dem Mann. «Du mußt ihre Lippen vorsichtig öffnen und ihr die Flüssigkeit in die Kehle träufeln. Es ist der einzige Ersatz für intravenöse Glukoseernährung, den ich mir denken kann. Aber sehr langsam, damit sie nicht erstickt.»

«Ich verstehe», nickte Ben Esra.

Samir erhob sich. «Nun muß ich mich um meine Frau kümmern.»

Ben Esra blickte ihn fragend an.

«Wir sind auf der Rückreise von einer Pilgerfahrt nach Mekka, und der Sturm hat uns hier überrascht. Wir hatten damit gerechnet, daß unser Kind zu Hause geboren wird. Das ist aber jetzt unwahrscheinlich. Die Wehen haben drei Wochen zu früh eingesetzt.» Samir machte eine ausdrucksvolle Gebärde. «Allahs Wege sind geheimnisvoll. Wären wir nicht nach Mekka gereist, um ihn um einen Sohn zu bitten, hättest du nicht gewollt, daß dein Kind im Heiligen Land geboren wird, so hätten wir einander nie getroffen.»

«Ich danke dem Herrn, daß du hier bist», sagte Ben Esra. «Möge Er dir den Sohn schenken, um den du betest.»

«Ich danke dir», entgegnete Samir. «Und möge Allah deine Frau und dein Kind behüten.»

Er verließ den Raum, der durch Vorhänge von dem übrigen Zelt abgetrennt war; Ben Esra beugte sich über seine Frau und drückte das befeuchtete Tuch an ihre Lippen.

Eine Stunde vor Tagesanbruch erreichte der Sturm seinen Höhepunkt. Er heulte um das Zelt wie das Echo gewaltigen Kanonendonners, und der Sand trommelte gegen die Zeltwände wie Hagelkörner, die ein zorniger Himmel herniederschleudert. Da schrie Nabila in Schmerz und Angst: «Das Kind in meinem Leib ist tot. Ich kann sein Leben, seine Bewegung nicht mehr spüren.»

«Still», sagte Samir beruhigend. «Es ist alles in Ordnung.»

Nabila griff nach seinem Arm. Ihre Stimme klang verzweifelt. «Bitte, Samir, denke an dein Versprechen. Laß mich sterben.»

Er blickte sie an, Tränen verschleierten seinen Blick. «Ich liebe dich, Nabila. Du wirst am Leben bleiben und mir einen Sohn schenken.» Schnell, so schnell, daß sie es gar nicht spürte, fand er die Vene und gab ihr eine Spritze; sie fühlte nur das Nachlassen des Schmerzes, als das Morphinum zu wirken begann.

Müde richtete er sich auf. Seit über zwei Stunden schon hatte er den Herzschlag des Kindes mit dem Stethoskop nicht mehr feststellen können. Nabilas Wehen waren immer heftiger geworden, aber der Gebärmuttermund hatte sich nicht weiter geöffnet.

«Aida», sagte er zu der alten Dienerin. «Ruf den Karawananführer. Ich brauche seine Hilfe, um das Kind herauszuholen. Aber er soll sich gründlich waschen, bevor er ins Zelt kommt.»

Sie nickte und lief ängstlich aus dem Raum. Samir breitete eilig die Instrumente auf dem sauberen weißen Tuch neben dem Bett aus. Plötzlich zuckte Nabila zusammen und ein Blutstrom färbte die Leintücher rot. Etwas war ganz und gar nicht in Ordnung – offenbar ein Blutsturz. Ihr sich aufbäumender Leib war bereit, das Kind herauszupressen. Aber Samir konnte den Kopf nicht tasten. Die Nachgeburt verspernte den Gebärmutterausgang.

Der rote Fleck auf den Leintüchern vergrößerte sich rasch. Samir arbeitete in rasender Eile und mit zunehmender Furcht. Mit der Hand erweiterte er die Öffnung des Gebärmuttermundes und holte die Nachgeburt heraus. Dann öffnete er die

Fruchtblase, zog das Kind nach unten und heraus. Er durchtrennte die Nabelschnur und wandte sich dann wieder Nabila zu. Einen Augenblick lang hielt er den Atem an, seufzte dann aber erleichtert auf, als er sah, daß die Blutung zum Stehen gekommen war. Zum erstenmal betrachtete er jetzt das Kind.

Es war ein Mädchen, und es war tot. Das wußte er, auch ohne es zu berühren. Tränen stiegen ihm in die Augen, als er sich umwandte und Nabila ansah. Nun konnte sie ihm keinen Sohn mehr schenken. Auch kein anderes Kind. Er würde dafür sorgen, daß sie nie mehr schwanger würde – es wäre zu gefährlich für sie. Er fühlte eine Welle der Verzweiflung in sich aufsteigen. Vielleicht hatte sie recht, vielleicht wäre der Tod gnädiger für sie gewesen.

«Doktor!» Ben Esra stand am Türvorhang.

Samir starrte den Juden mit tränenverschleierten Augen an; er konnte nicht sprechen.

«Meine Frau, Doktor . . .» Panik klang in Ben Esras Stimme auf. «Sie atmet nicht mehr!»

Mit einer Reflexbewegung griff Samir nach seiner Ärztetasche. Er warf noch einen Blick auf Nabila. Das Morphium hatte gewirkt, und sie schlief. Samir eilte in den anderen Raum.

Er kniete neben der stillen Frau nieder und suchte mit dem Stethoskop ihren Herzschlag. Kein Ton. Schnell zog er eine Adrenalinspritze auf und stach sie der Frau direkt ins Herz. Er öffnete ihren Mund und versuchte es mit Mund-zu-Mund-Beatmung. Vergeblich. Schließlich wandte er sich an Ben Esra. «Mein Beileid», murmelte er.

Ben Esra starrte ihn an. «Sie kann nicht tot sein», sagte er. «Ich sehe, wie sich ihr Bauch bewegt.»

Samir drehte sich schnell um und betrachtete die stille Gestalt genau. Ben Esra hatte recht, der Bauch der Frau schien sich zu heben und zu senken. «Das Kind!» rief Samir. «Das Kind kann noch gerettet werden!» Er griff nach seiner Tasche und nahm ein Skalpell heraus.

«Was tust du da?» rief Ben Esra. Samir nahm sich nicht die Zeit, die Kleider der Frau zu öffnen, er schnitt sie auf, bis der blauverfärbte und geschwollene Leib der Frau frei lag. «Schließ die Augen – nicht hersehen!» sagte Samir.

Ben Esra folgte wortlos. Samir machte den Einschnitt und die dünne Haut klaffte mit einem fast platzenden Geräusch auseinander. Er öffnete den Unterleib, und hielt einen Augenblick später das Kind in den Händen. Rasch durchtrennte er die Nabelschnur und band sie ab. Zwei kurze Schläge auf die Hinterbacken des Kindes, und das gesunde Schreien des Neugeborenen erfüllte das Zelt.

Samir sah Ben Esra voll an. «Du hast einen Sohn.»

Aber Ben Esra starrte mit einem seltsamen Ausdruck zurück und schwieg.

«Du hast einen Sohn», wiederholte Samir.

Ben Esras Augen füllten sich mit Tränen. «Was soll ich mit einem Sohn?» fragte er. «Ohne Frau, und noch neunhundert Kilometer Wüste vor mir, die ich durchqueren muß. Das Kind wird sterben.»

«Wir werden dir Vorräte geben.»

Der Jude schüttelte den Kopf. «Es hat keinen Zweck. Ich muß mich vor der Polizei verstecken. Ich kann dem Kind nichts bieten.»

Samir schwieg und hielt weiterhin das Kind in den Armen.

Ben Esra sah ihn an. «Und dein Kind?» fragte er den Arzt.

«Tot», antwortete Samir einfach. «Ich nehme an, Allah fand es in seiner Weisheit richtig, unsere Gebete nicht zu erfüllen.»

«War es ein Sohn?» fragte der Jude.

Samir schüttelte den Kopf. «Ein Mädchen.»

«Vielleicht ist Allah weiser als wir beide», sagte Ben Esra, «und hat uns deshalb in der Wüste zusammengebracht.»

«Das verstehe ich nicht», bemerkte Samir.

«Ohne dich wäre das Kind mit der Mutter gestorben. Du bist mehr sein Vater, als ich es bin.»

«Du bist wahnsinnig», sagte Samir.

«Nein.» Ben Esras Stimme schien an Kraft zu gewinnen. «Bei mir wird es sterben. Und die Belastung, die es bedeutet, wenn ich es mitnehme, könnte leicht auch zu meinem Tod führen. Aber Allah hat mit diesem Kind dein Gebet um einen Sohn erhört. Als dein Sohn wird es sicher aufwachsen.»

Samir blickte dem Juden in die Augen. «Aber als mein Sohn wird er ein Moslem sein, kein Jude.»